

HEYNE &

Das Buch:

*Drei*, der zweite Band von Kings monumentaler Saga vom *Dunklen Turm*, schließt nahtlos an die Ereignisse des ersten an und beginnt nur wenige Stunden nach dem Ende von *Schwarz*. Roland, der letzte Revolvermann, hat nach den Konfrontationen mit dem Mann in Schwarz das Meer erreicht, dem seltsame Monsterhummer entsteigen und ihn beißen, bevor er fliehen kann. Wenig später erlebt er staunend, wie sich gleichsam aus dem Nichts drei Türen in unsere reale Welt auftun und seinen Blick auf drei Menschen unserer Tage lenken, die er – einen nach dem anderen – in seine Welt holen muss: einen Drogendealer, der in arge Bedrängnis gerät, eine schizophrene farbige Bürgerrechtlerin, Erbin eines gewaltigen Firmenimperiums, und einen gefährlichen Mörder. Es sind die DREI, die der Prophezeiung des Geisterorakels zufolge auserwählt sind, ihm bei der Suche nach dem Dunklen Turm zu helfen.

»Das Ergebnis – zu Freude oder Leid – liegt nun vor, o treue Leserschaft, ob man nun mit Band eins beginnen oder sich auf Band fünf vorbereiten mag. Egal, was man letztlich davon halten wird, die Geschichte von Roland ist jetzt vollbracht. Ich hoffe, sie bereitet Freude. Was mich betrifft, so habe ich mich königlich amüsiert.«

*Stephen King*

Der Autor:

Stephen King gilt weltweit als der Meister der modernen Horrorkultur. Geboren 1947 in Portland, Maine, lebt er mit seiner Frau, der Schriftstellerin Tabitha King, in Maine und Florida. Schon während seines Studiums schrieb und veröffentlichte er Science-Fiction-Stories. 1973 gelang ihm mit *Carrie* der internationale Durchbruch. Seine großen Werke liegen im Heyne Verlag in überarbeiteter Neuauflage vor.

Die Saga um den Dunklen Turm umfasst folgende Romane: *Schwarz – Drei – tot. – Glas – Wolfsmond – Susannah – Der Turm – Wind*.

STEPHEN KING

# DREI

DER DUNKLE TURM II

Roman

*Aus dem Amerikanischen  
von Joachim Körber*

Durchgesehene Neuauflage

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe  
THE DRAWING OF THE THREE – THE DARK TOWER II

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

21. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 12/2003  
Copyright © 1987, 2003 by Stephen King  
Copyright © 2003 der überarbeiteten deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
produktssicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,  
Zürich, nach einer Originalvorlage von © Rhett Podersoo  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-453-87557-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Don Grant,  
der mit diesen Geschichten ein Risiko einging,  
mit jeder einzelnen.*



# INHALT

## VORREDE IX

### PROLOG: DER SEEFAHRER 1

#### DER GEFANGENE 13

1. *Die Tür* 15
2. *Eddie Dean* 37
3. *Kontakt und Landung* 64
4. *Der Turm* 106
5. *Show-down und Schießerei* 164

#### MISCHEN 217

### DIE HERRIN DER SCHATTEN 251

1. *Detta und Odetta* 253
2. *Veränderungen werden eingeläutet* 290
3. *Odetta auf der anderen Seite* 310
4. *Detta auf der anderen Seite* 342

### NEUERLICHES MISCHEN 389

#### DER SCHUBSER 441

1. *Bittere Medizin* 443
2. *Der Honigtopf* 461
3. *Roland nimmt seine Medizin* 480
4. *Das Ziehen* 530

### LETZTES MISCHEN 561

#### NACHWORT 575





## VORREDE

*Drei* ist der zweite Band einer langen Geschichte mit dem Titel *Der Dunkle Turm*, eine Geschichte, die teilweise von Robert Brownings erzählendem Gedicht »Herr Roland kam zum finstern Turm« inspiriert wurde (das selbst wiederum Shakespeares *König Lear* einiges verdankt).

Der erste Band, *Schwarz*, erzählt davon, wie Roland, der letzte Revolvermann einer Welt, die sich »weiterbewegt« hat, schließlich den Mann in Schwarz einholt ... einen Zauberer, den er lange Zeit verfolgt hat – *wie* lange genau, wissen wir noch nicht. Wie sich herausstellt, ist der Mann in Schwarz ein Bursche namens Walter, der sich in den Tagen, ehe die Welt sich weiterbewegt hat, hinterhältig die Freundschaft von Rolands Vater erschlichen hatte.

Rolands Ziel ist aber nicht dieses halb menschliche Wesen, sondern der dunkle Turm; der Mann in Schwarz – und genauer, was der Mann in Schwarz *weiß* – ist der erste Schritt auf der Straße zu diesem geheimnisvollen Ort.

Wer genau ist Roland? Wie war seine Welt, bevor sie sich »weiterbewegt« hat? Was ist der Turm, und weshalb sucht er ihn? Darauf wissen wir nur bruchstückhafte Antworten. Roland ist ein Revolvermann, eine Art Ritter, einer derjenigen, deren Aufgabe es war, eine Welt, welche von »Liebe und

Licht erfüllt« war, wie Roland sich erinnert, zu bewahren; zu verhindern, dass sie sich weiterbewegt.

Wir wissen, dass Roland zu einer verfrühten Mannbarkeitsprüfung gezwungen war, nachdem er herausfand, dass seine Mutter die Geliebte von Marten geworden war, einem viel größeren Zauberer als Walter (der Martens Verbündeter ist, was Rolands Vater aber nicht weiß); wir wissen, dass Marten Rolands Entdeckung dieser Liebschaft geplant hat, weil er erwartete, dass Roland scheitern und »nach Westen« geschickt werden würde; wie wir auch wissen, hat Roland bei dieser Prüfung triumphiert.

Was wissen wir sonst noch? Dass die Welt des Revolvermanns nicht völlig von unserer verschieden ist. Artefakte wie Benzinpumpen und bestimmte Songs (»Hey Jude« zum Beispiel oder die Zote mit den Worten »Jedes Böhnchen gibt ein Tönchen ...«) haben überlebt; ebenso Geräusche und Rituale, welche unseren verklärten Ansichten über den amerikanischen Wilden Westen seltsam ähneln.

Und es existiert eine Nabelschnur, die unsere Welt irgendwie mit der des Revolvermanns verbindet.

An der Zwischenstation einer längst vergessenen Kutschenstraße, in einer großen und unfruchtbaren Wüste, trifft Roland einen Jungen namens Jake, der in unserer Welt *gestorben* ist. Ein Junge, der tatsächlich vom allgegenwärtigen (und niederträchtigen) Mann in Schwarz an einer Straßenecke vom Gehsteig geschubst wurde. Jakes letzte Erinnerung ist die, dass er in seiner Welt – *unserer* Welt – von den Reifen eines Cadillacs zermalmt wurde, als er mit der Schultasche in der einen und der Pausenbrottüte in der anderen Hand zur Schule ging – und starb.

Bevor sie den Mann in Schwarz erreichen, stirbt Jake noch einmal ... dieses Mal, weil der Revolvermann, der vor die zweitschmerzlichste Entscheidung seines Lebens gestellt wurde, beschlossen hat, seinen symbolischen Sohn zu opfern.

Mit der Wahl zwischen Turm und Kind, möglicherweise zwischen Verdammnis und Erlösung, entscheidet sich Roland für den Turm.

»Dann geh«, sagt Jake zu ihm, bevor er in den Abgrund stürzt. »Es gibt mehr als diese Welten.«

Die letzte Konfrontation zwischen Roland und Walter findet in einem staubigen Golgatha verfallender Gebeine statt. Der Mann in Schwarz sagt Roland mit Tarotkarten die Zukunft voraus. Diese Karten zeigen einen Mann mit Namen »Der Gefangene«, eine Frau namens »Herrin der Schatten« und eine dunkle Gestalt, die schlicht der Tod ist (»Aber nicht für dich, Revolvermann«, sagt ihm der Mann in Schwarz); diese Prophezeiungen sind das Thema dieses Buches, das von Rolands zweitem Schritt auf dem langen und schwierigen Weg zum dunklen Turm berichtet.

Am Ende von *Schwarz* sitzt Roland am Ufer des Westlichen Meeres und betrachtet den Sonnenuntergang. Der Mann in Schwarz ist tot, Rolands Zukunft ungewiss; *Drei* fängt weniger als sieben Stunden später am selben Ufer an.



# ERNEUERUNG



PROLOG

DER SEEFAHRER





## PROLOG

Der Revolvermann erwachte aus einem wirren Traum, der aus nur einem einzigen Bild zu bestehen schien: dem des Seefahrers im Tarotblatt, aus dem der Mann in Schwarz dem Revolvermann dessen jämmerliche Zukunft vorhergesagt (oder jedenfalls so getan) hatte.

*Er ertrinkt, Revolvermann*, sagte der Mann in Schwarz, *und niemand wirft ihm ein Seil zu. Der Junge Jake.*

Aber dies war kein Albtraum. Es war ein guter Traum. Er war gut, weil *er* der Ertrinkende war, und das bedeutete, er war überhaupt nicht Roland, sondern Jake, und das war eine Erleichterung für ihn, weil es wesentlich besser war, als Jake zu ertrinken, denn als er selbst weiterzuleben, als ein Mann, der eines kalten Traumes wegen ein Kind verraten hatte, das ihm vertraute.

*Gut, schon recht, ertrinke ich eben*, dachte er und lauschte dem Dröhnen des Meeres. *Lass mich ertrinken.* Aber dies war nicht das Tosen offener Tiefen; es war das knirschende Geräusch von Wasser in einem Schlund voller Steine. *War er der Seefahrer?* Wenn ja, warum war das Land so nahe? Und war er nicht tatsächlich *auf* dem Land? Es war, als ...

Eiskaltes Wasser drang durch seine Stiefel und lief an seinen Beinen hinauf bis zum Schritt. Er riss die Augen auf, und

nicht seine fröstelnden Eier, die plötzlich, schien es, zur Größe von Walnüssen geschrumpft waren, holten ihn aus dem Traum zurück, auch nicht das Grauen zu seiner Rechten, sondern der Gedanke an seine Revolver ... seine Revolver und, noch wichtiger, seine Patronen. Nasse Revolver konnte man rasch zerlegen, trocknen, ölen, nochmals trocknen und nochmals ölen und wieder zusammenbauen; nasse Patronen konnte man, wie nasse Streichhölzer, eventuell wieder benutzen, möglicherweise auch nicht.

Das Grauen war ein kriechendes Ding, das von einer Woge emporgespült worden sein musste. Es schleppte einen nassen, glänzenden Leib mühsam über den Sand. Es war etwa einen Meter lang und rund vier Schritte von ihm entfernt. Es betrachtete Roland mit ausdruckslosen Stielaugen. Der lange, gezackte Schnabel klappte auf, und es fing an, ein Geräusch von sich zu geben, welches auf unheimliche Weise menschlicher Sprache glich: flehentliche, sogar verzweifelte Fragen in einer fremden Sprache. »*Did-a-chick? Dum-a-chum? Dad-a-cham? Ded-a-check?*«

Der Revolvermann hatte schon Hummer gesehen. Dies war keiner, doch waren Hummer die einzigen Lebewesen, die er je gesehen hatte, mit denen dieses Wesen auch nur entfernte Ähnlichkeit aufwies. Es schien überhaupt keine Angst vor ihm zu haben. Der Revolvermann wusste nicht, ob es gefährlich war oder nicht. Seine eigene geistige Verwirrung war ihm einerlei – sein vorübergehendes Unvermögen, sich daran zu erinnern, wo er war und wie er hierher gelangt war, ob er den Mann in Schwarz tatsächlich eingeholt hatte oder ob alles nur ein Traum gewesen war. Er wusste nur, er musste vom Wasser weg, bevor es seine Patronen überspülen würde.

Er hörte das knirschende, anschwellende Dröhnen des Wassers und sah von dem Wesen (es hatte innegehalten und hielt die Scheren hoch, mit denen es sich vorangeschleppt hatte, wodurch es auf absurde Weise wie ein Boxer aussah, der die Eröffnungsposition einnahm, die, wie Cort sie gelehrt hatte, die Ehrenposition genannt wurde) zu dem heranrollenden Brecher mit seiner Gischtkrone.

*Es hört die Welle*, dachte der Revolvermann. *Was immer es ist, es hat Ohren*. Er versuchte aufzustehen, aber seine Beine, die so gefühllos waren, dass er sie nicht spüren konnte, knickten unter ihm ein.

*Ich träume immer noch*, dachte er, doch das war selbst in seinem momentanen Zustand der Verwirrung eine Überzeugung, die zu verlockend war, als dass er sie wirklich glauben konnte. Er versuchte, nochmals aufzustehen, schaffte es fast, fiel dann aber zurück. Die Welle brach. Es gab kein zweites Mal. Er musste sich damit begnügen, sich so zu bewegen, wie sich das Wesen zu seiner Rechten zu bewegen schien: Er grub beide Hände ein und zog seine Kehrseite den steinigen Kiesstrand entlang, weg von der Welle.

Er kam nicht weit genug, der Welle völlig zu entgehen, aber er kam für seine Zwecke weit genug. Die Welle begrub lediglich seine Stiefel. Sie kam bis fast an seine Knie, zog sich dann aber zurück. *Vielleicht ging die erste nicht so weit, wie ich gedacht habe. Vielleicht*.

Ein Halbmond stand am Himmel. Eine Nebelschwade verdeckte ihn, aber er spendete hinreichend Licht; der Revolvermann konnte sehen, dass die Holster zu dunkel waren. Die Revolver waren auf jeden Fall nass geworden. Es war unmöglich zu sagen, wie schlimm es war, ob die Patronen in

den Zylindern oder die in den überkreuzten Patronengurten ebenfalls nass geworden waren. Bevor er es überprüfte, musste er weg vom Wasser. Musste ...

»*Dod-a-chock?*« Viel näher. In seiner Sorge wegen des Wassers hatte er das Wesen vergessen, welches das Wasser gebracht hatte. Er sah sich um und stellte fest, dass es jetzt nur noch zwei Schritte entfernt war. Die Scheren waren im von Steinen und Muscheln übersäten Sand des Strandes vergraben, so zog es seinen Körper voran. Es hob den fleischigen, eingeschnürten Leib, wodurch es einen Augenblick einem Skorpion ähnelte, aber Roland konnte keinen Stachel am Ende des Körpers erkennen.

Wieder ein knirschendes Dröhnen, diesmal viel lauter. Das Wesen blieb auf der Stelle stehen und hob die Scheren wieder zu seiner eigentümlichen Version der Ehrenposition.

Diese Welle war größer. Roland schleppte sich wieder den Hang des Strandes hinauf, und als er die Hände ausstreckte, bewegte sich das Geschöpf mit den Scheren mit einer Schnelligkeit, die seine bisherigen Bewegungen nicht einmal angedeutet hatten.

Der Revolvermann verspürte ein grelles Auflodern von Schmerzen in der rechten Hand, aber jetzt war keine Zeit, darüber nachzudenken. Er schob mit den Absätzen seiner durchnässten Stiefel, krallte sich mit den Händen fest und konnte so der Welle entkommen.

»*Did-a-chick?*«, erkundigte sich die Monstrosität mit ihrer flehentlichen »*Hilfst du mir nicht? Siehst du nicht, dass ich verzweifelt bin?*«-Stimme; und Roland sah die Kuppen des Zeige- und des Mittelfingers seiner rechten Hand im gezackten Schnabel des Wesens verschwinden. Es schnellte erneut

vor, und Roland hob die tropfende rechte Hand gerade noch rechtzeitig, um die beiden verbleibenden Finger zu retten.

»*Dum-a-chum?* *Dad-a-cham?*«

Der Revolvermann rappelte sich auf die Beine. Das Ding riss seine tropfnassen Jeans auf, schnitt einen Stiefel durch, dessen altes Leder weich, aber fest wie Eisen war, und riss ein Stück Fleisch aus Rolands Wade heraus.

Er zog mit der rechten Hand und stellte erst fest, dass zwei der Finger, die zum Ausführen dieses uralten Tötungsvorgangs notwendig waren, fehlten, als der Revolver in den Sand fiel.

Die Monstrosität schnappte gierig danach.

»Nein, Miststück!«, fauchte Roland und trat danach. Es war, als hätte er gegen einen Felsblock getreten ... der beißen konnte. Es riss das Ende von Rolands rechtem Stiefel weg, fast den ganzen großen Zeh, und zerrte den Stiefel vom Fuß.

Der Revolvermann bückte sich, hob den Revolver auf, ließ ihn fallen, fluchte und hatte schließlich Erfolg. Was einstmals so einfach gewesen war, dass er es nicht auf sich genommen hatte, darüber nachzudenken, war plötzlich zu einer dem Jonglieren vergleichbaren Kunstfertigkeit geworden.

Das Wesen kauerte auf dem Stiefel des Revolvermanns, an dem es riss, während es seine stammelnden Fragen stellte. Eine Welle rollte dem Strand entgegen, der Gischt, welcher ihren Gipfel krönte, sah im fahlen Licht des Halbmonds bleich und tot aus. Der Monsterhummer hörte auf, am Stiefel zu reißen, und hob die Scheren zur Boxerpose.

Roland zog mit der linken Hand und betätigte dreimal den Abzug. *Klick, klick, klick.*

Wenigstens wusste er jetzt über die Patronen in den Kammern Bescheid.

Er steckte den linken Revolver ins Holster. Um den rechten einzuhalftern, musste er den Lauf mit der linken Hand nach unten drehen und dann an Ort und Stelle fallen lassen. Blut lief die abgenutzten Sandelholzgriffe entlang; Blut befleckte die Holster und alten Jeans, an welche die Holster mit Lederschnüren gebunden waren. Es floss aus den Stummeln, wo seine Finger gewesen waren.

Sein verstümmelter rechter Fuß war noch so taub, dass er nicht schmerzte, aber seine rechte Hand schrie. Die Geister geschickter und lange trainierter Finger, die sich bereits in den Verdauungssäften der Eingeweide dieses Dings zersetzten, schrien auf, dass sie noch da waren, dass sie brannten.

*Ich sehe ernste Probleme auf mich zukommen*, dachte der Revolvermann am Rande.

Die Welle wich zurück. Die Monstrosität senkte die Scheren und riss ein neuerliches Loch in den Stiefel des Revolvermanns, kam aber dann zu dem Ergebnis, dass der Träger ungleich wohlschmeckender gewesen war als dieses Stück Haut, das er irgendwie abgestreift hatte.

»*Dud-a-chum?*«, fragte es und eilte mit gespenstischer Schnelligkeit auf ihn zu. Der Revolvermann wich auf Beinen zurück, die er kaum spüren konnte, und ihm wurde klar: Das Wesen musste über eine Art Intelligenz verfügen. Es hatte sich ihm vorsichtig genähert, möglicherweise einen langen Strandabschnitt entlang, und war unsicher gewesen, was er war oder wozu er fähig sein würde. Hätte die spülende Welle ihn nicht geweckt, hätte das Ding sein Gesicht weggerissen, während er noch tief in seinen Traum versunken gewesen

war. Jetzt war es zu dem Ergebnis gekommen, dass er nicht nur schmackhaft war, sondern auch verwundbar; leichte Beute.

Es war fast über ihm, ein eineinhalb Meter langes und dreißig Zentimeter hohes Ding, ein Lebewesen, das gut siebzig Pfund wiegen mochte und das ebenso ausschließlich Fleisch fressend war wie David, der Falke, den er als Junge besessen hatte – aber ohne Davids dumpfen Loyalitätssinn.

Mit dem linken Absatz stieß der Revolvermann gegen einen Stein, der aus dem Sand aufragte, und er stolperte am Rand des Fallens dahin.

»*Dod-a-chock?*«, fragte das Ding scheinbar besorgt und betrachtete den Revolvermann mit seinen wankenden Stielaugen, während es die Scheren ausstreckte ... dann kam eine Welle, und die Scheren schnellten wieder zur Ehrenposition in die Höhe. Doch jetzt zitterten sie ein klein wenig, und dem Revolvermann wurde klar, dass es auf den Laut der Welle reagierte, und dieser Laut wurde – jedenfalls für es – leiser.

Er trat über den Stein zurück, dann bückte er sich, während sich die Welle mit ihrem knirschenden Dröhnen am Strand brach. Sein Kopf war Zentimeter vom insektenhaften Gesicht der Kreatur entfernt. Eine der Scheren hätte ihm mühelos die Augen aus dem Gesicht reißen können, aber die zitternden Klauen, die so sehr an geballte Fäuste erinnerten, blieben zu beiden Seiten des papageienähnlichen Schnabels erhoben.

Der Revolvermann griff nach dem Stein, über den er fast gestürzt wäre. Er war groß und halb im Sand begraben, und seine verstümmelte rechte Hand heulte auf, als sich Sandkörner und die scharfen Kanten von Geröll in das bloße, blu-

tende Fleisch bohrten, aber er zerrte den Stein frei und hob ihn, die Lippen über entblößten Zähnen gespannt, empor.

»*Dad-a...*«, begann die Monstrosität, die die Scheren senkte und öffnete, während die Welle brach und ihr Tosen zurückwich, und der Revolvermann schlug den Stein mit aller Kraft nach unten.

Man hörte ein knirschendes Geräusch, als der unterteilte Rücken der Kreatur brach. Es zuckte heftig unter dem Stein, die hintere Körperhälfte hob sich und bebte, hob sich und bebte. Seine Laute wurden zu summenden Schmerzensrufen. Die Scheren öffneten sich und schlossen sich um nichts. Das Maul des Schnabels warf Sandklumpen und Kieselsteine hoch.

Doch als eine weitere Welle heranwogte, versuchte es wieder, die Scheren zu heben, und als es das tat, trat ihm der Revolvermann mit dem verbliebenen Stiefel auf den Kopf. Ein Laut, als würden viele trockene kleine Zweige gebrochen. Zäh Flüssigkeit spritzte unter dem Absatz von Rolands Stiefel hervor in zwei Richtungen. Sie sah schwarz aus. Das Ding krümmte und wand sich wie von Sinnen. Der Revolvermann trat fester mit dem Stiefel auf.

Eine Welle kam.

Die Scheren der Monstrosität hoben sich einen Zentimeter ... zwei Zentimeter ... zitterten und sanken dann nach unten, wo sie sich zuckend öffneten und schlossen.

Der Revolvermann nahm den Fuß weg. Der zackige Schnabel des Dings, der ihm bei lebendigem Leibe zwei Finger und einen Zeh abgebissen hatte, ging langsam auf und zu. Ein Fühler lag abgebrochen im Sand. Der andere zitterte sinnlos.



Der Revolvermann trat wieder zu. Und noch einmal.

Er kickte den Stein mit einem angestrengten Grunzen beiseite und schritt an der rechten Körperseite der Monstrosität vorbei, während er systematisch mit dem linken Fuß trampelte, die Schale zerschmetterte und die bleichen Gedärme auf den dunkelgrauen Sand quetschte. Es war tot, aber er wollte dennoch auf seine Weise damit umspringen, er war noch niemals so grundlegend verletzt worden, in seinem ganzen Leben nicht, und alles war so unerwartet geschehen.

Er machte weiter, bis er die Kuppe eines seiner eigenen Finger im sauren Matsch des Dings sah, bis er den weißen Staub unter dem Fingernagel erblickte, der vom Golgatha stammte, wo er und der Mann in Schwarz ihr langes Gespräch gehabt hatten, und dann wandte er sich ab und übergab sich.

Der Revolvermann schritt wie ein Betrunkener zum Wasser zurück, hielt die verletzte Hand ans Hemd, drehte sich von Zeit zu Zeit um und vergewisserte sich, dass das Ding nicht noch lebte, gleich einer zähen Wespe, die man immer wieder zerquetschen kann und die dennoch zuckt, die betäubt, aber nicht tot ist; um sich zu vergewissern, dass es ihm nicht folgte und mit der tödlich verzweifelten Stimme seine unverständlichen Fragen stellte.

Auf halbem Wege am Strand blieb er schwankend stehen, sah zu der Stelle, wo er gewesen war, und erinnerte sich. Er war offenbar direkt unterhalb der Flutlinie eingeschlafen. Er ergriff seine Tasche und den zerrissenen Stiefel.

Im kahlen Licht des Mondes sah er andere Geschöpfe derselben Art, und er konnte in den Zäsuren zwischen einer Welle und der nächsten ihre fragenden Stimmen hören.

Der Revolvermann wich einen Schritt nach dem anderen zurück, bis er den Grasrand des Strandes erreichte. Dort setzte er sich und erledigte alles, was ihm einfiel: Er bestreute die Stummel seiner Finger und Zehen mit dem letzten Rest seines Tabaks, um die Blutung zu stillen, und er trug ihn dick auf, obwohl das Brennen erneut begann (sein fehlender großer Zeh hatte sich zu dem Chor gesellt). Danach saß er nur noch da, schwitzte trotz der Kälte, machte sich Gedanken wegen Infektionen, fragte sich, wie er ohne die beiden fehlenden Finger seiner rechten Hand in dieser Welt bestehen wollte (was die Waffen anbetraf, so waren beide Hände gleichwertig gewesen, aber bei allem anderen regierte seine rechte Hand), fragte sich, ob der Biss des Dings ein Gift enthalten haben mochte, das sich bereits in ihm ausbreitete, und fragte sich, ob der Morgen jemals kommen würde.

# DER GEFANGENE



## Kapitel 1

### DIE TÜR

#### 1

*Drei. Das ist deine Schicksalszahl.*

*Drei?*

*Ja, drei ist mystisch. Drei ist der Mittelpunkt deiner Suche.*

*Welche drei?*

*Der Erste ist jung und dunkelhaarig. Er steht am Rand von Raub und Mord. Ein Dämon hat von ihm Besitz ergriffen. Der Name ist HEROIN.*

*Was ist das für ein Dämon? Ich kenne ihn nicht, nicht einmal aus Kindergeschichten.*

*Er versuchte zu sprechen, aber seine Stimme war dahin, die Stimme des Orakels, Sternendirne, Hure der Wende, beide waren dahin; er sah eine Karte vom Nichts ins Nichts flattern, die sich in der trägen Dunkelheit drehte und drehte. Auf ihr grinste ein Pavian über die Schulter eines jungen Mannes mit dunklem Haar; seine beunruhigend menschlichen Finger waren so tief im Nacken des Mannes vergraben, dass ihre Spitzen im Fleisch versunken waren. Als er näher hinsah, erkannte der Revolvermann, dass der Pavian eine Peitsche in einer seiner klammernden, würgenden Hände hielt. Das Gesicht des gepeinigten Mannes schien sich in stummem Entsetzen zu verzerren.*

*Der Gefangene, flüsterte der Mann in Schwarz (der einst-*

mals ein Mann gewesen war, dem der Revolvermann vertraut hatte, ein Mann namens Walter) gesellig. *Etwas beunruhigend, nicht? Etwas beunruhigend ... etwas beunruhigend ... etwas ...*

## 2

Der Revolvermann erwachte hochschreckend, winkte mit seiner verstümmelten Hand nach etwas und war überzeugt davon, dass sich binnen eines Augenblicks eines der monströsen Schalentiere aus dem Westlichen Meer auf ihn stürzen und verzweifelt in seiner fremden Sprache Fragen stellen würde, während es ihm das Gesicht vom Schädel riss.

Stattdessen flatterte ein Meeresvogel, den das Glitzern der Morgensonne auf seinen Hemdknöpfen angelockt hatte, mit erschrockenem Krächzen davon.

Roland setzte sich auf.

Seine Hand pochte übel und unablässig. Sein rechter Fuß ebenso. Beide Finger und der Zeh beharrten darauf, dass sie noch da waren. Die untere Hälfte seines Hemds war fort; was übrig geblieben war, erinnerte an eine ausgerissene Unterjacke. Mit einem Stück hatte er seine Hand verbunden, mit dem anderen den Fuß.

*Geht weg*, sagte er zu seinen fehlenden Körperteilen. *Ihr seid jetzt Geister. Geht weg.*

Das half ein wenig. Nicht viel, aber ein wenig. Sie waren Geister, richtig, aber lebhafte Geister.

Der Revolvermann aß ruckhaft. Sein Mund wollte wenig, sein Magen noch weniger, aber er bestand darauf. Als er es in

sich hatte, fühlte er sich etwas kräftiger. Aber es war nicht mehr viel übrig; er war beinahe mittellos.

Dennoch musste Verschiedenes getan werden.

Er erhob sich unsicher auf die Beine und sah sich um. Vögel flogen und stießen hernieder, aber die Welt schien ausschließlich ihnen und ihm zu gehören. Die Monstrositäten waren verschwunden. Vielleicht waren sie Nachtlebewesen; vielleicht von den Gezeiten abhängig. Derzeit schien das einerlei zu sein.

Das Meer war gewaltig, es verschmolz an einem nebelverhangenen blauen Punkt, der unmöglich zu bestimmen war, mit dem Horizont. Während er nachdachte, vergaß der Revolvermann lange Augenblicke seine Schmerzen. Er hatte noch niemals so viel Wasser gesehen.

Er hatte natürlich in Kindergeschichten davon gehört; seine Lehrmeister – jedenfalls einige – hatten ihm versichert, dass es existierte –, aber sie nach all den Jahren der Trockenheit tatsächlich zu sehen, diese Unermesslichkeit, diese erstaunliche Wassermasse, war schwer aufzunehmen ... sogar schwer zu *sehen*.

Er betrachtete es lange Zeit verzückt, *zwang* sich, es zu sehen, und vergaß dabei vorübergehend vor Staunen seine Schmerzen.

Aber es war Morgen, und es musste noch Verschiedenes getan werden.

Er tastete nach dem Kieferknochen in seiner Tasche, tastete behutsam mit der Handfläche, weil er nicht wollte, dass die Stummel seiner Finger damit in Berührung kamen, sollte er noch da sein, damit das unablässige Pochen der Hand nicht in schluchzende Schreie verwandelt wurde.

Er war noch da.

Gut.

Zum Nächsten.

Er schnallte unbeholfen die Revolvergurte ab und legte sie auf einen sonnigen Felsen. Er nahm die Revolver heraus, klappte die Trommeln auf und entfernte die nutzlosen Patronen. Er warf sie weg. Ein Vogel stieß auf den hellen Schimmer hernieder, den eine von ihnen zurückwarf, hob sie mit dem Schnabel auf, ließ sie dann fallen und flog wieder weg.

Auch die Revolver selbst mussten versorgt werden, hätten schon vorher versorgt werden müssen, aber da kein Revolver in dieser oder einer anderen Welt ohne Munition mehr als eine Keule war, legte er die Holster selbst in den Schoß, ehe er etwas anderes tat, und strich sorgfältig mit der linken Hand über das Leder.

Jeder war von Schnalle und Klammer bis zu dem Punkt, wo die Gurte seine Hüften überkreuzten, feucht geworden; von dieser Stelle an schienen sie trocken zu sein. Er holte vorsichtig jede trockene Patrone aus den trockenen Abschnitten der Gurte. Seine rechte Hand versuchte ständig, das zu übernehmen, beharrte darauf, trotz der Schmerzen ihre Behinderung zu vergessen, und er stellte fest, dass sie immer und immer wieder zum Knie zurückkehrte, wie ein Hund, der zu dumm oder zu störrisch war, um Männchen zu machen. Er war, von seinen Schmerzen abgelenkt, ein- oder zweimal nahe daran, sie zu quetschen.

*Ich sehe ernste Probleme auf mich zukommen*, dachte er wieder.

Er legte diese hoffentlich noch guten Patronen auf einen Haufen, der entmutigend klein war. Zwanzig. Davon würden



einige mit ziemlicher Sicherheit nicht losgehen. Er konnte sich auf keine von ihnen verlassen. Er nahm die restlichen heraus und legte sie auf einen anderen Haufen. Siebenunddreißig.

*Nun, du warst sowieso nicht gut bestückt*, dachte er, aber ihm war der Unterschied zwischen siebenundfünfzig verlässlichen Schüssen und möglicherweise zwanzig klar. Oder zehn. Oder fünf. Oder einem. Oder keinem.

Er schichtete die fraglichen Patronen zu einem zweiten Häufchen.

Er hatte noch seine Tasche. Das war doch etwas. Er legte sie auf den Schoß, dann zerlegte er langsam seine Revolver und führte das Ritual der Reinigung durch. Als er damit fertig war, waren zwei Stunden verstrichen, und seine Schmerzen waren so groß, dass sein Kopf sich drehte; bewusstes Denken fiel ihm schwer. Er wollte schlafen. Das hatte er sich noch nie im Leben mehr gewünscht. Doch im Dienste der Pflicht gab es niemals einen akzeptablen Grund, sich zu drücken.

»Cort«, sagte er mit einer Stimme, die ihm fremd war, und lachte trocken.

Er setzte seine Revolver langsam, ganz langsam wieder zusammen und lud sie mit den Patronen, die er für trocken hielt. Nachdem er das erledigt hatte, hielt er denjenigen, der für seine linke Hand gemacht war, spannte ihn ... und ließ den Hahn dann langsam wieder sinken. Er wollte es wissen, ja. Wollte wissen, ob er einen zufrieden stellenden Knall hören würde, wenn er den Abzug betätigte, oder nur ein nutzloses Klicken. Aber ein Klicken wäre bedeutungslos, und ein Knall würde lediglich zwanzig auf neunzehn verringern ... oder neun ... oder drei ... oder keine.

Er riss einen weiteren Streifen von seinem Hemd ab, legte die anderen Patronen, die nicht nass geworden waren, hinein und band ihn unter Zuhilfenahme der linken Hand und der Zähne zu. Er legte sie in die Tasche.

*Schlafe*, verlangte sein Körper. *Schlafe, du musst jetzt schlafen, vor Einbruch der Dunkelheit, es ist nichts mehr übrig, du bist verbraucht ...*

Er kam torkelnd auf die Beine und sah rechts und links den verlassenen Strand entlang. Dieser hatte die Farbe von Unterwäsche, die schon lange nicht mehr gewaschen worden war, und war von farblosen Muscheln übersät. Hier und da ragten große Felsen aus dem grobkörnigen Sand hervor; diese waren von Guano überzogen, dessen ältere Schichten die gelbe Farbe alter Zähne hatten und dessen frischere Flecken weiß waren.

Die Flutlinie wurde von trocknendem Tang gekennzeichnet. Er konnte Stücke seines rechten Stiefels und seine Wasserschläuche in der Nähe dieser Linie liegen sehen. Er betrachtete es fast als ein Wunder, dass die Schläuche nicht von den hohen Wellen aufs offene Meer hinausgetragen worden waren. Der Revolvermann ging langsam und ausgeprägt hinkend zu der Stelle, wo sie lagen. Er hob einen auf und schüttelte ihn an einer Ecke. Der eine war leer. Der andere enthielt noch ein wenig Wasser. Die meisten wären nicht imstande gewesen, einen Unterschied zwischen den beiden zu erkennen, aber der Revolvermann konnte sie ebenso unterscheiden wie eine Mutter ihre eineiigen Zwillinge. Er reiste schon lange, lange Zeit mit diesen Wasserschläuchen. Wasser gurgelte im Inneren. Das war gut – ein Geschenk. Entweder hätte die Kreatur, die ihn angegriffen hatte, oder

jedwede andere diesen oder den anderen mit einem beiläufigen Biss oder einem Hieb mit den Scheren aufreißen können, aber das war nicht geschehen; und auch die Flut hatte sie verschont. Von dem Wesen selbst war keine Spur zu sehen, wenngleich er es weit oberhalb der Flutlinie erledigt hatte. Vielleicht hatten es andere Fleischfresser geholt, vielleicht hatte seine eigene Art ihm ein Begräbnis im Meer verschafft, so wie die *Elaphaunten*, gigantische Geschöpfe, von denen er in Kindergeschichten gehört hatte, angeblich ihre Toten begruben.

Er hob den Wasserschlauch mit dem linken Ellbogen, trank herzhaft und spürte, wie seine Kraft teilweise zurückkehrte. Der rechte Stiefel war natürlich ruiniert ... doch dann verspürte er einen Funken der Hoffnung. Der Fuß selbst war unversehrt – zerkratzt, aber noch ganz – und es könnte möglich sein, den anderen Stiefel passend zurechtzuschneiden und etwas daraus zu machen, was wenigstens vorübergehend hielt.

Schwäche stahl sich über ihn. Er kämpfte dagegen an, aber seine Knie knickten ein, und er setzte sich und biss sich dabei dummerweise auf die Zunge.

*Du wirst nicht bewusstlos werden*, sagte er grimmig zu sich. *Nicht hier, wo heute Nacht ein weiteres dieser Tiere zurückkommen und die Sache zu Ende bringen kann.*

Daher stand er auf und band sich den leeren Schlauch um die Hüften, aber er kam nur zwanzig Schritte in Richtung der Stelle zurück, wo er die Revolver und die Tasche gelassen hatte, als er wieder hinfiel, wobei er halb bewusstlos wurde. Dort lag er eine Weile, eine Wange in den Sand gedrückt, und die Kante einer Muschel schnitt ihm so tief ins Kinn, dass

Blut kam. Es gelang ihm, aus dem Wasserschlauch zu trinken, dann kroch er zu der Stelle zurück, wo er erwacht war. Zwanzig Schritte hügelaufwärts stand ein Josuabaum; er war verkümmert, würde aber wenigstens etwas Schatten spenden.

Für Roland sahen die zwanzig Schritte wie zwanzig Meilen aus.

Dennoch schaffte er mühsam die Reste seiner Habseligkeiten zu jener winzigen Schattenpfütze. Dort lag er mit dem Kopf im Gras und dämmerte bereits Schlaf oder Bewusstlosigkeit oder Tod entgegen. Er sah zum Himmel und versuchte, die Zeit zu schätzen. Noch nicht Mittag, aber die Größe der Schattenpfütze, in der er lag, verriet ihm, dass der Mittag nahe war. Er hielt noch einen Augenblick durch, drehte den rechten Arm um und führte ihn dicht vor die Augen, um die viel sagenden roten Linien der Infektion anzusehen, eines Giftes, das sich konstant in seinen Leib hinein vorarbeitete.

Seine Handfläche war dunkelrot. Kein gutes Zeichen.

*Ich wichse mit links*, sagte er, *wenigstens etwas*.

Dann holte ihn die Dunkelheit, und er schlief die nächsten sechzehn Stunden, während das Dröhnen des Westlichen Meeres ihm unablässig in die träumenden Ohren toste.

### 3

Als der Revolvermann wieder erwachte, war das Meer dunkel, aber im Osten herrschte schwaches Licht am Himmel. Der Morgen war unterwegs. Er richtete sich auf, und eine Woge der Übelkeit übermannte ihn fast.

Er neigte den Kopf und wartete.

Als die Übelkeit vergangen war, betrachtete er seine Hand. Sie hatte tatsächlich eine Infektion – eine deutliche rote Schwellung, die sich über die Handfläche und das Gelenk ausbreitete. Dort hörte sie auf, aber er konnte bereits die Ansätze anderer roter Linien erkennen, die schließlich zu seinem Herzen führen und ihn umbringen würden. Er war heiß und fiebrig.

*Ich brauche Medizin, dachte er. Aber hier gibt es keine Medizin.*

War er nur um zu sterben so weit gekommen?

Er würde nicht sterben. Und sollte er trotz seiner Entschlossenheit sterben, so würde er auf dem Weg zum Turm sterben.

*Wie bemerkenswert du bist, Revolvermann, kicherte der Mann in Schwarz in seinem Kopf. Wie unbezähmbar! Wie romantisch mit deiner dummen Besessenheit!*

»Scheiß auf dich«, krächzte er und trank. Es war auch nicht mehr viel Wasser übrig. Vor ihm befand sich ein ganzes Meer, doch was nützte ihm das; Wasser, überall Wasser, aber nicht ein Tropfen zu trinken. Egal.

Er legte die Revolvergurte an, band sie fest – was so lange dauerte, dass das erste schwache Licht der Dämmerung sich bereits zum tatsächlichen Prolog des Tages aufgehellte hatte, als er fertig war – und versuchte aufzustehen. Er war erst davon überzeugt, dass es ihm gelingen würde, als er wirklich stand.

Er stützte sich mit der linken Hand an den Josuabaum, während er den nicht ganz leeren Wasserschlauch mit der rechten hochnahm und über die Schulter warf. Dann die Tasche. Als er sich gerade aufrichtete, wusch die Schwäche wie-

der über ihn hinweg, und er senkte den Kopf, wartete und zwang sich.

Das Schwindelgefühl ging vorbei.

Der Revolvermann machte sich mit den schlingenden, schwankenden Schritten eines Mannes im letzten Stadium noch zu Bewegungen fähiger Trunkenheit auf den Rückweg zum Strand hinunter.

Dort stand er und betrachtete das Meer, das so dunkel wie Maulbeerwein war, dann holte er den letzten Rest Dörrfleisch aus der Tasche. Er aß die Hälfte, und diesmal akzeptierten Mund und Magen das Ganze etwas williger. Er drehte sich um und aß die andere Hälfte, während er zusah, wie die Sonne über den Bergen aufging, wo Jake gestorben war. Anfangs schien sie an den grausamen und baumlosen Zähnen dieser Höhen hängen zu bleiben, doch dann erhob sie sich über diese.

Roland hielt das Gesicht der Sonne entgegen, machte die Augen zu und lächelte. Er aß den Rest Dörrfleisch.

*Er dachte: Nun gut, jetzt bin ich ein Mann ohne Nahrung und habe zwei Finger und einen Zeh weniger als zuvor; ich bin ein Revolvermann mit Patronen, die vielleicht nicht zünden; ich wurde durch den Biss eines Monsters krank und habe keine Medizin; ich habe noch für einen Tag Wasser, wenn ich Glück habe; und wenn ich mich bis zum Äußersten belaste, kann ich vielleicht noch ein Dutzend Meilen gehen. Ich bin, kurz gesagt, ein Mann am Rande von allem.*

Welchen Weg sollte er gehen? Er war von Osten gekommen; nach Westen konnte er ohne die Kräfte eines Heiligen oder Erlösers nicht gehen. Blieben Nord und Süd.

Nord.

Das war die Antwort, die sein Herz ihm gab. Daran bestand keine Frage.

Nord.

Der Revolvermann setzte sich in Bewegung.

#### 4

Er ging drei Stunden lang. Er fiel zweimal hin, und beim zweiten Mal glaubte er nicht, dass er noch einmal imstande sein würde, aufzustehen. Dann rollte eine Welle auf ihn zu, und zwar so nahe, dass ihm seine Revolver wieder einfielen, und er sprang ohne zu überlegen auf und stand auf Beinen, die wie Stelzen zitterten.

Er glaubte, dass er in diesen drei Stunden vier Meilen zurückgelegt hatte. Jetzt wurde die Sonne heiß, aber nicht heiß genug, um zu erklären, dass sein Kopf pochte und ihm der Schweiß übers Gesicht strömte; und auch der Wind vom Meer war nicht so heftig, dass er die plötzlichen Zitteranfälle erklären konnte, die ihn überfielen, die seinen Körper mit Gänsehaut überzogen und seine Zähne zum Klappern brachten.

*Fieber, Revolvermann, kicherte der Mann in Schwarz. Was noch in dir ist, wurde von Feuer entzündet.*

Jetzt waren die Linien der Infektion deutlicher hervorgehoben; sie waren vom rechten Handgelenk halb bis zum Ellbogen hinaufgewandert.

Er legte noch eine Meile zurück und leerte den Wasserschlauch. Er band ihn zu dem anderen um die Hüften. Die Landschaft war monoton und unfreundlich. Rechts das

Meer, links die Berge, unter den Sohlen seiner zerschissenen Stiefel der graue, von Muscheln übersäte Sand. Die Wellen kamen und gingen. Er hielt nach den Monsterhummern Ausschau, sah aber keine. Er kam aus dem Nichts und ging ins Nichts, ein Mann aus einer anderen Zeit, der, wie es schien, ein sinnloses Ende erreicht hatte.

Kurz vor Mittag fiel er wieder hin und wusste, dass er nun nicht mehr wieder aufstehen konnte. Also war dies der Ort. Hier. Dies war schließlich das Ende.

Er lag auf Händen und Knien und hob den Kopf wie ein geschlagener Kämpfer ... und in einer gewissen Entfernung, vielleicht eine Meile, vielleicht drei (es war schwer, an diesem einförmigen Strand Entfernungen zu schätzen, zumal er das Fieber in sich hatte, das seine Augäpfel nach innen und außen pulsieren machte), erblickte er etwas Neues. Etwas, das aufrecht auf dem Strand stand.

Was war es?

*(drei)*

Einerlei.

*(drei ist deine Schicksalszahl)*

Es gelang dem Revolvermann, wieder auf die Beine zu kommen. Er krächzte etwas, ein Flehen, das nur die kreisenden Meeresvögel hörten (*wie glücklich wären sie, könnten sie mir die Augen aus dem Kopf picken*, dachte er, *wie glücklich über einen so schmackhaften Happen!*), dann setzte er sich, schwankender denn je, in Bewegung und ließ eine Spur hinter sich, die aus bizarren Schlaufen und Schlingen bestand.

Er ließ keinen Blick von dem, was da vorn auf dem Strand stand. Wenn ihm das Haar in die Augen fiel, strich er es beiseite. Es schien nicht näher zu kommen. Die Sonne erreichte